

Menno-Blatt

Gran-Chaco Paraguay, Philadelphia, Kolonie Fernheim, Süd-Amerika.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Bezugspreis einschließlich Porto folgender: Für Nordamerika 50 Cents; für ganz Europa entsprechend dem Kurs der Deutschen Reichsmark 2. 50 RM; für Argentinien 2 Pesos Argentinos; für Brasilien laut Vereinbarung mit der Schriftleitung „Die Brücke“ Blatt gegen Blatt; für das Inland 50 Pesos c. l. pro Jahr. Man überweise Geld in Deutschland, an Konto „Brüder in Not“ der „Ehemalig Westpreussischen Mennonitengemeinden“ bei der Landwirtschaftsbank in Neustadt und an Konto 7983 bei der Kreissparkasse in Marienburg Wp. (Postcheckamt Königsberg Pr. Nr. 11 523). Frankreich und Schweiz: Herrn A. G. S. O. Water, 3 rue de la République Paris. Postcheckamt Königsberg Pr. Nr. 11 523). Kalifornien: Herrn D. Epp „De Bote“ Rothen, Salsatschewan Ostl. Paraguay: Herrn F. Heinrichs, Asuncion, Ferrateria Universal. Von andern Orten sende man Gelder direkt an die Redaktion „Menno-Blatt“, aber nur in Bankschecks, nicht durch die Post.

7. Jahrgang

© Oktober 1936 ©

Nummer 10

Erbauliches Der Vater weiß.

Matth. 6, 8.

„Der Vater weiß!“ Das macht mich
Ich will nur was der Vater will
Er kann mich nicht verlassen
Der Vater weiß was mich bedrückt.
Der Vater weiß was mich beglückt,
Er's Herz und Hände lenkt.

„Der Vater weiß!“ Das macht mich
Mich selbst recht ertücht? Warum?
Er wird schon für mich streiten.
Ich leg' es alles vor Ihn hin
Weil ich des Vaters Kind ja bin,
Wird Er mich sicher leiten.

„Der Vater weiß!“ Das macht mich
Ich ruh' in Seinen Händen.
Ich sojge nicht um Wie und Wo.
Der Vater kommt zur rechten Zeit
Nach eh' Ich's weiß ist Er bereit
Mir was mir segt zu spenden.

„Der Vater weiß!“ Das gibt mir Mut,
Mein Tag in Seinen Händen ruht,
Denn will ich bei Ihm sein
Er ist's der Treuezeit und Kraft
Zum Dienen, Tragen, Leiden schaff.
Führt mich an Liebesten.

„Der Vater weiß!“ Das macht mich
Der Vater weiß wie schwach ich bin,
steht Er mich auch beistellend
Er selbst tritt für mich in den Ring,
Und geht's durch's Dornen Land und
Er gibt mir das Geheile.

„Der Vater weiß!“ Das ist genug
Der gehert hat und gestern ruht,
Läßt meinen Fuß nicht gehen
Denn wünsch' ich laut: Der Vater weiß,
Denn Ihn sei Abarbeitung und Preis
In alle Ewigkeiten.

Eingeliefert von

H. Wiebe.

Danken u. Dankbarkeit.

Lobe den Herrn, meine Seele, und
vergib nicht, was Er dir Gutes
getan hat. Psalm 103, 3.

Diese zwei wichtigen Hauptstücke
laufen sehr ineinander. Danken hat
einen Namen von dem, wenn nämlich ein
Mensch der Wohltaten, welche ihm von
Gott oder auch von wohlthätigen Menschen
erwiesen worden, erkenntlich gedenkt.

Das Denken über Gott und Seine
erbarmende Liebe, geoffenbart in der
Sohnen, Jesus Christus, gibt unserm
inwendigen Menschen eine ganz
besondere Einstellung. Wir
fühlen und empfinden in unserm
Herzen, das wir ein Vaterhaus und ein
Heim haben, wo wir einmal ausruhen
und dann bleibend wohnen werden,
wenn unser irdisches Dasein seinen
Ab-schluß gefunden. Wer über diese
Tatsache ruhig denken kann und
dann alles in Ordnung bringt,
was ihm dabei gezeigt wird, der muß
angeben, daß danken wirklich denken
meint.

Die Dankbarkeit ist die Liebe und
Achtung gegen den Wohltäter, oder die
Gefinnung, bei der man willig und bereit
ist, das Verdienst des Wohltäters um
uns, sowohl sein edles Herz, als seine
Tat anzuerkennen, und auch nach
außen zu bezeugen. Diese unter den
Tugenden in eine merkwürdige
Abnahme geratene Tugend hat
3 Stufen: Das Erkennen, das
Bekennen, und die tätige
Erweisung des Dankens; sie
geschieht mit dem Herzen,
mit dem Munde und mit der Tat.
Auch Gott will nicht nur
liebliche Worte, sondern
auch löbliche Taten, d. i. ein
heiliges Leben von uns zur
Dankbarkeit haben. 2. Thes.
1, 12. Wir sollen uns prüfen
und erst ich fragen: „Wie weit
sind wir mit unserem Denken
und Danken in ertüchteten
Vater und unserm Nächsten
gegenüber gekommen?“

Bei der Dankbarkeit gegen
Menschen ist ein dankbares
Herz zuweilen viel

edler, als ein dankbares Wort,
weil die Tüchtigkeit es nicht
allezeit erlauben, die
Wohltaten in der Tat zu
erwidern.

Es wäre gut, daß wir alle,
besonders auch in unserer
ökonomie, über diesen
Gegenstand ernstlich nachdenken
möchten. Man mag eine
Undankbarkeit würde sich
dann in Dankbarkeit
verwandeln. Wie hoch
würden die Eltern es schätzen,
wenn die Kinder ihnen ein
dankbares Herz zeigen
möchten für die Wohltaten,
die sie erfahren! Ihre
Kinder, seid euren Eltern
dankbar mit Worten, aber
auch mit der Tat. Und wir
älteren Bürger unserer
Kolonie, wieviel Ursache haben
wir, dankbar zu sein! Mit der
Tat können wir heute noch
nur wenig tun, was wir aber
können, u. wenn es ein
kleines ist, das wollen wir
nicht unterlassen.

Ein ehemaliger Gutsbesitzer
in Russland klagte noch in
den letzten Tagen unseres
Besammenseins dort: „Warum
habe ich nicht mehr Gutes
getan, als ich es noch
konnte!“ In unsern Herzen
wollen wir uns bemühen,
dankbar zu sein. Dann
werden es auch unsere
Wohltäter, sowohl in N.-
Amerika, Deutschland und
Holland inne werden und
fühlen, daß unter Völkern
einen edeln Zug im Herzen
hat. Auch unser Herr für
uns sorgender Prof. B. H.
Arndt würde einen kleinen
Erfolg finden, wenn wir
recht oft unserer Wohltäter
gedenken und für sie beten
möchten aus wirklichem
aufrichtigem Herzen.

Philadelphia.

G. Haak.

Was willst du werden?

Eine Eisenstange, die im
rohen Zustand zu 20 RM.
wert ist, wird zu
Hufeisen verarbeitet, 50 RM.
Wert, zu Nähdornen
2000 RM., zu Federmessern
16000 RM., zu Uhrfedern
1000000 RM! Was soll aus
dir gemacht werden? Wun-
dert du dich, daß du
abermals in die
Gut, auf den Amboss u.
unter den Hammer
kommst? „Weil du so
wert bist vor meinen
Augen geachtet, mußt du
auch herrlich sein, u.
Ich habe dich lieb!“ (Jes.
34, 4)

Gemeinde Schule Haus

Kolonie Menno.

Lieber Bruder Siemens! Oder willst Du „Herr“ genannt sein? (Nein, nein, nur immerzu Bruder, das gefällt mir schon. Der Schriftleiter.)

Wir hatten hier bei Neu-Anlage einen schönen Regen, so an 37 mm und es wird insfolgedessen sehr auf dem Lande geschäft, so auch bei uns.

Ich kann nicht umhin, den „Ein Leser des Menno-Blatt“ in Nr. 8 ein wenig zu kritisieren und auch zu tadeln. Er wird selbstverständlich glauben, in der kundgegebenen Meinung Grund zu haben. Die Heilige Schrift jagt auf einer Stelle: Sedd zur Verantwortung bereit gegen jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist. Der Artikelschreiber wird aber dem eben angeführten Schriftwort nicht gerecht, indem er seinen Namen nicht angibt. Ist es Feigheit oder kann er sein eigenes Ich nicht für eine Zeit nieder kämpfen, um sich zu verantworten, wenn vielleicht jemand Grund fordern sollte? Ferner hatte meinem Nachbar u. Schwager den erwähnten Artikel zugebracht und es ihm auch mitgeteilt, worauf ihm dieser die Gegenfrage stellte: „Steht mein Name unter dem Aufsatz? Nein? Nun, wenn es mein Aufsatz wäre, so stände auch gewiß mein ganzer Name darunter“—

Nun l. „Ein Menno-Blatt Leser“, wenn Du Grund für Deinen (od. Euren) Aufsatz gehabt, so hättest Du Dich nicht nur auf Deinen Vater oder Großvater berufen, denn das Ergebnis eines solchen Messens sagt uns ein Dichter von einem Zimmermann, der nicht weise war. Er hatte nämlich 100 Bretter zu schneiden. Als er das erste geschnitten hatte, legte er das Richtmaß beiseite und maß das zweite mit dem ersten, das dritte mit dem zweiten und so fort, bis alle 100 voll waren. Als er aber am hundertsten Brett das Richtmaß anlegte, so weh! da stimmte es lange nicht. Also, unser Richtmaß darf nur Christus sein.

Wenn Du weiter erwähnst, 10 Jahre im Voraus sehen zu können, so steht das, was Du anführst, bereits 10 oder mehr Jahre hinter uns. Im angeführten Gebetlein heißt es: „Gott der Herr, sieht und weiß alle Dinge.“ Also alle Dinge, dann auch folglich in meinem Herzen; warum nicht also eine Erklärung diesbezüglich? Im zweiten Gebet „Verleihe uns Herr Beständigkeit, daß wir Dein Wort und Sakrament, rein behalten bis an's End.“ Gott sagte nur zu der Gemeinde Philadelphia „Halte, was du hast“, aber nicht auch zu den andern sechs Gemeinden von Kleinasien, denn der einen war dies, der andern das abhandelt gekommen. Ja Laodicea hatte nichts mehr; sie konnte wohl auch nicht mal mehr darum beten, in ihrem Tun Beständigkeit zu erhalten.

Ja ich pflichte dem bei, daß wir uns sehr veründigt haben. Darunter kommt auch der Handel mit dem Militär. Das würde wohl mit Stehlen eins sein. Ich habe vielleicht auch so wie Du sehr wenig mit dem E. P. gehandelt, doch habe ich vieles von andern gekauft, welches wohl nur einen kleinen Unterschied bedeutet. Auf solche Weise sind wir mehr oder weniger mitbeteiligt.

Ein Dichter sagt: „Ein jeder Christ ein Briefsteller ist“, also haben wir auch

Aufgaben. Tun wir sie gern, so wird es uns belohnt, doch das Gegenteil, wenn wir uns zurückziehen. Unsere Aufgaben sind uns dann doch nicht abgenommen. Moses sagte zuletzt im Zwiegespräch mit Gott: „Sende, wen Du senden willst“

Zuletzt noch eine Frage: Wo, wenn nicht im Schulhause, sollten wir unsere Dorfsversammlungen abhalten und wo würde es weniger Sünde sein von irdischen Sachen zu verhandeln, als im Schulhause?

Ich schließe also mit brüderl. Gruß und in der Hoffnung, in Zukunft freundschaftlich einen wohlgemeinten Aufsatz zu unterzeichnen wie z. B. Beispiel:

Neu-Anlage. Peter J. N. Junt.
23. 9. 36.

Leiden u. Entbehrungen der Siedler im Chaco.

(Schüleraufsatz)

Unter den mancherlei Leiden und Entbehrungen, denen die Siedler des Chaco ausgesetzt sind, dürften auch diejenigen auf ärztlichem Gebiet genannt werden. Ist es der Kolonie auch schon gelungen, ein Krankenhaus zu bauen, so ist es ihr aber doch bis heute nicht vergönnt, einen ständigen Arzt zu halten, da es die Mittel nicht erlauben. Viel hat die parag. Regierung an uns getan, indem sie uns während des Krieges mit Ärzten diente. Diese waren aber auch nicht immer da u. so konnte es geschehen, daß vielen Kranken eine falsche oder zu späte Hilfe zum Verhängnis wurde.

Ganz besonders fehlt uns auch ein Augen- und Zahnarzt. Die Augen werden hier durch häufige Sandstürme vielfach entzündet. Wenn sie dann aber falsch behandelt werden, so kann vielfach das Sehen geschwächt werden, wenn nicht gar verloren gehen. Und wieviele junge Leute haben bereits Zähne verloren, die bei ärztlicher Behandlung noch lange hätten dienen mögen! Deshalb müßte die Kolonie doppelt darauf bedacht sein, sobald es die Mittel erlauben, einen Schüler, der dazu begabt ist, als Arzt ausbilden zu lassen, welcher dann der Kolonie mit hingebender Liebe und glühendem Eifer dienen könnte.

Über auch an der Nahrung bleibt vieles zu wünschen übrig. Haben wir auch soviel, um unsern täglichen Nahrungsbedarf zu stillen, so muß man doch vieles entbehren, was für den Körper von größter Wichtigkeit ist. Vor allem mangelt es an Gemüse und Obst. Viele Ver-

suche damit belehren uns, daß es äußerst schwer ist, es zu jagen. Die Kartoffeln sind auch nicht das ganze Jahr hindurch zu haben, weil häufige Sandstürme und Dürre sie nicht selten vernichten. So muß man dann vielfach von Mehl leben, welches einmal sehr teuer kommt und auch nachteilig auf den Körper wirkt.

Aber es muß dem deutschen Bauern gelingen, nach jahrelangem Versuchen Gemüse und Obst zu ziehen! Erfüllen uns auch die mancherlei Leiden und Entbehrungen oft mit Sorgen, so wollen wir uns doch unseres Deutschtums würdig erzeigen und mit Geibel sprechen:

„Sorgen sind meist von der Kessel Art,
Sie brennen, rührst du sie zu gart,
Fasse sie an nur herzhaft,
So ist der Griff nicht Schmerzhaft.“

David Bergmann,
Schüler der 1. Klasse.

(Von Seite 3 Spalte 3)

der Fernheimer Schulfreunde.

Die Schulleitung ersann nun ein schönes Mittel zu dem angegebenen Zwecke. Eine Aufführung „Die Himmelsstürmer“ sollte veranstaltet werden. Es hat großen Aufwand an Mitteln und Arbeit gekostet, aber in der Hoffnung auf guten Erfolg tat man's gern. Der Fernheimer ist schon für solche Sachen zu haben. Es wurden für 2 Abende die Eintrittskarten ausverkauft. Der Erlös gab denn auch das Reisegeld. Beide mal war der Saal bis auf den letzten Platz besetzt. Der Fernheimer Siedler enthebt sich gern mal auf einige Stündchen der kleinen und großen Sorgen, die seine täglichen Begleiter sind, und sich um Lebensmittel, Schuldzahlungen u. dg. drehen.

Und die Abwechslung war schön und angenehm, Dekoration u. Kostümierung gut und eindrucksvoll. Die Rollen wurden meist vorzüglich gespielt. Das Stück führte die Gäste zurück in die Zeit der Reformation und gab einen tiefen und klaren Einblick in das Wesen und Treiben der Münzerischen Sekte, die in ihrer Schwärmerei meinte, den Himmel erstürmen zu müssen und doch nur die Hölle auf Erden anrichtete.

Uns Fernheimern kann das Stück selbst wie auch die vorausgeschickte Vorrede zur Lehre gereichen. Also, für den schönen Abend ein herzliches Dankeschön und viel Glück zur Reise. R.....

Kämpfende Jugend

Nachrichtenblatt des Deutsch-Mennonitischen Jugendbundes der Kolonie Fernheim

Gran - Chaco Paraguay Süd - Amerika

Inhalt:

Ein jeglicher aber, der da kämpft,
enthält sich alles Dinges. 1. Kor. 9, 25.
Kämpfe den guten Kampf
des Glaubens. 1. Tim. 6, 12.

Menno's Wahlpruch:

Einen andern Grund kann
niemand legen außer dem,
der gelegt ist, welcher ist
Jesus Christus. 1. Kor. 3, 11.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Für das Ausland gilt es als Gratis-Beilage zum „Menno-Blatt“ gegen den alten Preis. Wird es allein bestellt, so beträgt das Abonnement für ein Jahr in Nord-Amerika 30 Cents; in Europa 1 RM; im Inland 15 — für das Ausland bestellt 20 Pesos c. l. Bei Bestellungen von 10 Ex. wird ein Blatt freigegeben. Man sende die Beiträge vom Auslande entweder an die Vertreter des „Menno-Blatt“ oder an uns aber nur in Bankschecks im Einschreibebrief.

3. Jahrgang

Philadelphia, Oktober 1936

Nummer 10

Belehrendes

Vergeben.

Denn so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Matth. 6, 14.

Verstehen wir den rechten Sinn dieser Worte? Haben wir erfahren, was vergeben ist? Da sind zwei Geschwister zusammen, es stimmt etwas nicht, es kommt zum Streit. Schuld bewusst und etwas neugierig, was die Kleinere wohl sagen wird, bittet das Erwachsene um Vergebung. Bewegt ob des ruhigen „Ja“ beugt sich das große der beiden Geschwister zum kleineren nieder und fragt es: „Wie machst du denn das?“ Ein paar kleine Armdchen schlingen sich um den Hals und das Kind sagt: „Ach so lieb!“ Gerührt denkt das Erwachsene darüber nach: „Was, wenn wir vergeben, sollen wir auch lieben; es reicht nicht zu, zu sagen: „ich vergebe dir“. Nein, wir sollen auch vergessen, was uns jemand getan, und ihn wieder lieben.

Und wenn wir vergeben, wird uns der Vater im Himmel auch vergeben. Er will unserer Sünden vergessen und uns lieben. O wie selig und wie erfreulich für uns, die wir unsere Sünden erkannt haben. O wie schön, zu wissen, für alle Ewigkeit sind deine, sind meine Sünden vergeben.

Prüfen wir uns ernstlich, vergeben wir den andern ihre Fehler? Oder sind wir hart und können nicht vergeben? Laßt uns darum beten, um zu lernen, richtig zu vergeben, zu vergessen und zu lieben.

Jugendbündlerin.

Mein Ich.

„Die Liebe, welche die Weltenschuf, wußte, daß sie auch für dieselbe sterben mußte. Liebe ohne Selbsthingabe ist keine Liebe. Wahre Liebe trägt den Tod in sich, eben weil sie Leben ist, aber nicht Selbstleben, sondern Hingabeleben.“

Die Aufgabe eines Christen ist, nicht für sich zu leben, sondern für den Nächsten. Das mag einer uns nicht schwer scheinen, wenn der liebe Nächste für mich vielleicht der Inbegriff alles Edlen, Höhen und Liebenswürdigen ist. Ich fühle mich beglückt, irgend etwas für ihn tun zu können oder ihm, wenn auch noch so kleinen Dienst zu erweisen. Mein Ich kommt dabei möglicherweise überhaupt nicht in Betracht. Dasselbe gilt gleichermaßen für jemand, der mein ganzes Vertrauen und meine Liebe besitzt. In diesem Falle bringt es kein edler Charakter übers Herz, den Nächsten, der mir mit den gleichen Empfindungen entgegentritt, durch eitle Selbst- und Schucht zu quälen und zu beleidigen.

Das wahre Wesen eines Menschen aber offenbart sich erst dann, wenn es gilt, auf Kosten des eigenen Ich's den Vorteil des Nächsten zu fördern und im Auge zu behalten. Da gibt es manch einen harten Kampf zu bestehen. So sehr sich die gute Gesinnung dagegen sträubt, und so kleinlich es ist, in allem Tun, Lassen und Denken steht mein Ich obenan und gibt nur zu oft seinem Vorteil, aber zum Nachteil des Nächsten, den Ausschlag.

Das Ich kann nicht zugeben, daß auch andere recht haben und Anspruch auf unsre Nächstenliebe erheben können. Es glaubt sich sehr im Recht und fordert, tief beleidigt, Vergeltung. Wodurch ist der Mensch fähig, ehe er etwas vom eigenen Selbst herab, demjenigen, der ihm nach seiner Meinung unrecht getan hat, die Freundschaft zu kündigen, oder Liebe verwandelt sich gar in Haß. Und doch ist es meine Pflicht, als Christ und selbst als Mensch, mein Ich bis aufs Äußerste zu bekämpfen. Wirklich glückselig ist nur der, der die Macht über sich selbst gewonnen hat.

„Sich selbst betriegen, ist der schwerste

Krieg;

Sich selbst besiegen, ist der schönste

Sieg.“

Anna Mariens.

! Aufmunterung !

Wie die meisten Leser des Jugendblättchens es wahrscheinlich nicht außer acht gelassen haben, begannen in der vo-

rigen Nr. von „K. J.“ bereits die in Nr. 8 des Menno-Blatt angekündigten „Turnübungen“ von Herrn Otto Stauffer, Deutschland, die dieser Herr uns liebenswürdigsterweise zusandte. Manche mit mir werden den wohlgemeinten Worten dieses uns persönlich unbekanntem jungen Mannes ihren Dank zu entrichten suchen, indem wir die vorgeschriebenen Übungen gern und fleißig erlernen.

Für uns hier im heißen Chaco ist es am allernotwendigsten, sich solcher Beschäftigung in der Freizeit zu widmen. Denn besteht doch bei uns die Gefahr, daß wir in der freien Zeit des Sonntags nichts anderes tun möchten, als nur schlafen. Zur rechten Zeit kommt nun Freund Stauffer mit seinem aufmunternden Sport. Jedermann aus der Jugend sollte diesem bereitwilligst nachkommen. Alles Widerwärtige von Seiten der Riesmacher werde da bekämpft!

Wir werden nachher auch wirklich feststellen können, daß wir tatsächlich mehr Lebensfreudigkeit in uns fühlen. Darin liegt die beglückende Kraft, weitere segensreiche Beschäftigungen anzugreifen. So möge sich jeder denn ein jeder, niemand von den Jugendlichen sei ausgeschlossen, ernstlich bemühen, ein herrliches Ziel zu erreichen. Darum Jugend, mach auf!

J. W.

Turn-Übungen.

Dritte Gruppe.

1. Hüpfen rechts und links: wir hüpfen von einem Bein auf das andere, locker und leicht federnd in den Knien und Fußgelenken. Zusammen 12—20 mal. Ruhiges, natürliches Atmen.

2. Vorwärts — aufwärts — Bogen: Beine breit, beide Arme angewinkelt, so daß die Hände in Schulterhöhe kommen. Nun beugen wir unter Ausatmen den Oberkörper vorn abwärts und stoßen beide Arme gleichzeitig in Richtung Erde. Dann Aufrichten und Hochstoßen beider Arme. Beim Aufrichten einatmen. Langsam beginnen, dann die Schnelligkeit der Gesamtbewegung steigern. Etwa 6—12 mal.

3. Beinspreizen vorwärts: die lin-

te Hand wird zur Schulterhöhe vorgehoben, während das rechte Bein nach vorn hochschwingt, um die ausgestreckte Hand zu treffen, beim Hochschwingen einatmen, beim Rückschwingen ausatmen. Je 6 bis 15 mal.

4. Mühlenkreisen der Arme: Beine breit, linke Hand hoch. Nun kreisen die Arme wie die Windmühlensügel, der linke vorwärts, der rechte rückwärts aufwärts. Langsam beginnen und dann kräftig steigen. Das gleiche dann umgekehrt. Je 10 bis 12 Kreise vor- und rückwärts. Der Körper kann die Drehbewegung leicht mitmachen, die Knie aber gestreckt lassen. Atmung natürlich.

5. Knielegetische, wechselseitiges Armschwingen: Hüftlinien, Arme aufstützen. Nun schwingt der rechte Arm unter Einatmung rechts seitwärts aufwärts und zurück (ausatmen). Dasselbe links. Jeder Arm 6 — 12 mal.

6. Armschwingen und Bein spreizen: Grundstellung, während beide Arme schnell vorn aufwärts hochschwingen, wird das rechte Bein zugleich nach rückwärts geschwungen. Beim Hochschwingen einatmen, beim Rückschwingen ausatmen. Jedes Bein 6 — 12 mal.

7. Liegelegetische, Anheben und Strecken. Aus der Grundstellung wird das rechte Bein weit rückwärts gesetzt und beide Hände unter Vorbeugen des Oberkörpers und Kniebeugen links auf die Erde gestellt. Jetzt wechseln die Beine, das rechte Bein beugt sich und hüft nach vorn, das linke kommt nach hinten. So fort im lockeren Wechsel. 6 bis 15 mal, Atmung natürlich!

8. Fingerspreizen: die Arme werden im Ellbogen gebeugt, daß die Fäuste nach vorn zeigen. Nun erfolgt ein kräftiges Öffnen und Schließen der Fäuste, wobei der Hauptdruck im Öffnen liegt. Finger und Handwurzel kräftig strecken und schnell wieder schließen. 20—25 mal, Atmung!

9. Bauchlage, Bögen: in Bauchlage bogen wir mit den Armen rechts u. links, wobei der Oberkörper leicht anzuheben ist. Die Ausführung der Stoßbewegung ist die gleiche, wie oben beschrieben. Insgesamt 8 bis 20 Stöße.

10. Hüfterschwingen der Arme: Grundstellung, beide Arme in Schulterhöhe nach vorn halten. Nun beschreiben wir mit den parallel gehaltenen Armen eine Acht vor dem Körper, langsam beginnen und schneller werdend, dann wieder langsam abschwingen, der Oberkörper macht die Bewegung leicht mit. 2—20 Schwingen. Atmung natürlich und locker, nicht pressen, auch nicht bei Schnelligkeit der Bewegung! **A t m u n g!**

Otto Stauffer.

Goethe über die Bibel.

„Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung freilich nicht von naive[n], sondern von wahrhaft weisen Menschen genützt werden.“

(Schilderung der Fächerlehre)

„In allen vier Evangelien ist der Abglanz einer so weit und weiche von der Person Christi ausging und die so göttliche Art war, wie nur das Göttliche auf Erden erscheinen kann.“

Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften nur immer an Ausdehnung wachsen und der menschliche Geist sich erweitern

wie er will; über die Heiligkeit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien leuchtet, wird er nicht hinauskommen. Ich für meine Person halte die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, Symbole, Gleichnisse, alles hatte sich bei mir tief eingedrückt und war so oder so wirksam gewesen. Mir mißfielen deshalb die ungerechten, spöttischen und verletzenden Angriffe. Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man einfließt und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im besonderen auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit und Ortsverhältnissen einen eigenen, besonders unmittelbaren individuellen Bezug gehabt hat. Es gab eine Zeit, wo Könige und Staatsmänner mit dem schlechtesten Landmann bei diesem Buch der Völker willig in die Lehre gingen, nicht bloß, um Ruhe der Seele darin zu suchen, sondern um die ewigen Gesetze der göttlichen Weltordnung dort zu finden. Kindliche Einfalt versteht den göttlichen Sinn in jenem Buch am unmittelbarsten, und nach allen Umwegen kehren die Weisesten und Erprobesten verehrend zu ihm zurück.“ (Dichtung u. Wahrheit, 7. Buch.)

Vom Raben und Käse.

Ein Rabe hatte einen Käse gestohlen und setzte sich auf einen hohen Baum und wolste zehren. Da er seiner Art nach nicht schweigen kann, wenn er isst, hörte ihn ein Fuchs über dem Käse kacken und lief zu und sprach: „O Rabe, nun hab ich mein Lebtage nicht einen schöneren Vogel gesehen von Federn und Gestalt, denn du bist. Und wenn du auch eine so schöne Stimme hättest zum Singen, so sollte man dich zum Könige krönen über alle Vögel.“

Den Raben kitzelte solch Lob und Schmeicheln, fing an, wollte seinen schönen Gesang hören lassen, und als er den Schnabel aufstak, entfiel ihm der Käse; den nahm der Fuchs behend, fraß ihn und lachte des törichtigen Raben.

Hüte dich, wenn der Fuchs den Raben lobt.

Hüte dich vor Schmeicheln, sie schinden und schaben. Martin Luther.

Berichte

Auf Wanderschaft.

Unser Ziel ist der kleine, aber herrliche Fluß Ipané. Um denselben zu erreichen, ist es erforderlich, eine Strecke von mindestens 7 km zurückzulegen. Es ist heute Mondnacht! Unser Weg führt uns zunächst an der Bahnlinie entlang, dann weiter durch Feld und Wald. Hier und da wird uns die Möglichkeit geboten, die Taschen mit Apfelsinen zu füllen, doch ist das Auffinden selbiger in einem Walde von hohen und belaubten Bäumen nicht so einfach.

Noch herrscht tiefe Ruhe! Schweigend passieren wir den schmalen Steg, dessen Auffinden und Verfolgen bei solchem Mondschein nicht viele Schwierigkeiten bereitet. Gräser und Sträucher sind stark betaut, welches zwar für uns Wanderer nicht sehr angenehm ist. Eine Schar von Haszeln, die auf dem Zaun einer Chacara der Ruhe genießt, läßt sich keines-

wegs durch unsern Vorbeimarsch. Nun zeigt sich auch der erste Schein des Morgenrottes. Zugleich bewegt sich Wald und Feld. Die Kinder, die nagebalagen, recken und strecken ihre Glieder. Die Vögel duldet es nicht mehr im engen Gehäuse. Sie schwingen sich auf die höchsten Zweige der Bäume und begrüßen so den jungen Tag, wie ihnen der Schöpfer die Gaben verliehen hat. Das Rebhuhn flüchtet eben vor den herannahenden Wandere[n] und ein Erdhahn sucht flugs wieder seine Höhle auf.

Nun kommen wir wieder in den Wald. Jetzt heißt's „Schuhe aus“, denn ein Bächlein von nur 2 m Breite und selten knietief muß durchquert werden. Es geht weiter, aber ganz leise, denn vielleicht ist uns das Glück bald u. führt uns ein Reh oder ein Wildschwein vor den Revolverlauf. Aber vergebens!

„Bald da?“ „Frage ich meinen wegfundigen Mitwanderer. „Bald“, lautet die Antwort, aber es dauert noch geraume Zeit. Plötzlich stehen wir an einem jähen Abhang, der 8—10 m tief vor uns liegt. Beim Abklettern gibt es ein Lachen und Niesen, denn die Erde ist naß, die Füße gleiten ständig aus. Noch einige Minuten, und schon blinkt durch die Zweige der Bäume der silberklare Wasserpiegel des Flusses.

Uns wird ein Empfang von tauenden blutgierigen Moskites bereitet, die von den Anfümmelungen die Blutsteuer verlangen. Der Imbiß mundet nach dieser Morgenwanderung vortrefflich. Nun werfen wir unsere Angeln aus und hoffen, eine Menge Fische zu fangen. Kleiner bald sehen wir ein, daß es nährlich ist, so am Ende der Leine zu sitzen und sich das Fleisch am Hacken von den winzigen Fischchen fortzesseln zu lassen, denn die größeren Fische beißen nicht an. Endlich gelingt es mir, einen mittelmäßigen Fisch zu fangen.

Die Vegetation ist herrlich. Der Zauber des Flusses bietet dem Freund der Natur Sehenswürdigkeiten genug. Vom andern Ufer ragen mächtige Bambusse hoch empor, die eine enorme Dicke erreichen. Die Ufer sind bald hoch, bald niedrig. Besondere Höhe sollen sie wohl im Oberlauf haben. Der Ipané ist ein wilder Geselle. Im Oberlauf hat er viele kleinere Gefälle. In vielen Bindungen fließt er dahin. Seine Breite ist, soweit ich ihn kenne, von 20—50 m. Bei unserer Wanderung finden wir eine Sandbank von mindestens 50—60 m Länge und 25—30 m Breite. Hier kann man fast bis zur Mitte des Flusses gehen. Zu unserer großen Verwunderung finden wir hier Takeneindrücken von Jaguaren, Tapiren und scheinbar auch Straußspuren.

Nun wird gehadet, aber ganz vorsichtig, denn vor den Piranhas (Fische, die beißen) hat man doch heillosen Respekt. Bald lodert ein Feuer. Es wird Spießbraten gemacht; dieser, sowie Brot und reichlich Apfelsinen bilden das Mittag. Im Schatten der Bäume ruhen wir nun aus, um gestärkt wieder den Rückweg anzutreten. Hüte ich Zauberkräft, der Ipané flöße schon längst durch Fernheim, und der Chaco wäre ein Land, wo Milch und Honig fließt.

Sorqueta hei Martin Dürken,
Concepcion. Lehrer.

Schriftleiter: Nikolaus Siemens.

Einweihung der neuen Zentralschule in Philadelphia.

Ein wunderbarer Sonnenaufgang am 20. September nötigte mich, mein Bett früher zu verlassen, als ich es mir vorgenommen hatte. Welch ein Gruß am Sonntagmorgen! Über dem stacheligen Busch erstrahlt in unbeschreiblicher Pracht die Sonne, die meine Gedanken hinlenkt zu jener ewigen Sonne, die es immer wieder fertig bringt, in den Herzen der Ansiedler die ungeheuren Berge von Sorgenlasten, Verbitterung und Enttäuschungen zu zerstreuen, die hier im herben Kampf ums Dasein ganz besonders hart und unerbittlich die Seele beschweren. Wie gut, daß wir mitten in diesem Ringen immer wieder Stunden der Gemeinschaft haben dürfen, Stunden, wo unsere Seele neue Kraft empfängt, den leider nur zu oft so erfolglosen Kampf mit neuem Mut aufzunehmen! Solche Stunden der Ermutigung erlebten wir bei der Weihe unserer Zentralschule am 20. September.

Trotzdem die meisten Fuhrwerke Fernheims zur Endstation gefahren waren, waren doch aus allen Dörfern eine stattliche Anzahl Gäste erschienen. Als um 7 Uhr 45 Minuten Besäunentou erscholl, versammelten sich die Schüler der Zentralschule und alle erschienenen Gäste um die Rednerbühne, die vor der Schule erbaut und mit grünen Sträuchern aus dem Busche geschmückt war; zu beiden Seiten derselben wehten die deutsche und die paraguayische Fahnen. Mit dem Liede: „Großer Gott, wir loben dich!“, mit Gebet von Lehrer Abr. Harder und einer Eröffnungsrede des Oberschulzen wurde die Feier begonnen. Dann folgten in bunter Reihe Darbietungen von den Schülern, die großen Beifall fanden. Am meisten interessierten die turnerischen Freiübungen, Marschieren mit Gesang und die Übungen am Reck. Von den Gedichten fanden am meisten Anklang: „De Koppweihdag“ von Friz Reuter, das von Aron Funk so ulkig vorgetragen wurde, als hätte er's dem Dichter selber abgelauscht und „Das Paradies“ von Prof. Münch, Kaiserslautern das von seinem gewesenen Schüler, Abr. Harder in psälzischer Mundart recht ausdrucksvoll dargeboten wurde. Wie ein Donner Schlag wirkte das dreifache „Sieg-Heil“, das der Führer der Freiübungen, Ernst Harder mit seinen Kameraden auf

unser Mutterland u. seinen Führer Adolf Hitler, unsere neue Heimat Paraguay, unsere Kolonie und die neue Schule ausrief, wobei man viele Angesichter der Zuhörer vor Freude erglänzen sah. Den Höhepunkt der schlichten Feier bildete aber das Niederländische Dankgebet, das vom Orloffter gemischten Chor recht weihervoll dargeboten wurde und das Weihegebet, von Religionslehrer Abr. Harder gesprochen, in dem der ganze Platz mit allen Gebäuden dem Herrn geweiht wurde. Zum Schluß der ersten Hälfte der Feier sprach der deutsche Dichter Josef Ponten, der mit seiner Gattin gerade unter uns weilte, noch einige freundliche, aufmunternde Worte. Der Staffettenlauf hatte der Siegerpartei ein kg Bonbons eingebracht, die nun kameradschaftlich unter Siegern und Besiegten verteilt wurden, und dann gings zur zweiten Hälfte der Feier in den Koloniesaal, der die Zuhörer aber lange nicht fassen konnte.

Nach einer kurzen Einleitung von Lehrer Nikolai Siemens folgte die Festrede von Lehrer Peter Klassen, der als alter Pädagoge recht passende Worte fand, die Schüler, deren Eltern, die Schulfreunde und auch die Gesellschaft für die neue Schule zu erwärmen. Einen besonderen Eindruck machte es, als er in feurigen Worten darauf hinwies, wie nötig es sei, daß wir die deutsche Muttersprache pflegen sollten u. unter allen Umständen treu zu Deutschland stehen müßten. Lehrer Legiehn, der Leiter der Schule, brachte in seinem Referat einen geschichtl. Überblick über Schulwesen in der alten Heimat (Rußland) und führte uns dann ganz eingehend in den Geist der neuen Schule ein, die den Kindern nicht nur Kenntnisse und Fertigkeiten vermitteln, sondern vor allen Dingen auch den Charakter des Kindes fürs ganze Leben entscheidend beeinflussen soll, so daß jeder Jüngling, der die Schule verläßt, zu einem kerndeutschen Menschen und echten Mennoniten erzogen werden soll, der sich dann im späteren Leben vor aller Welt seines Deutschtums und seiner Zugehörigkeit zur mennonitischen Glaubensgemeinschaft nicht zu schämen braucht. Den Schluß machte Lehrer Abr. Harder mit Psalm 121: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen“ Wir benötigen

auch für die Zukunft der materiellen, moralischen, geistigen und geistlichen Hilfe, die, wie bisher aus eigener Kraft, vom Mutterlande u. den Glaubensbrüdern zufließen muß. Sollte sie aus irgend einem Grunde versagen, dann wollen wir es immer wieder mit dem Psalmisten halten: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt!“

Der Leiter der „K.S.K.“, Friediger Wiebe, schloß die Versammlung, worauf er in bewegten Worten des kürzlich verstorbenen Bänmeisters der Zentralschule, Herrn Klippensteins, gedachte und die Versammlung aufforderte, sein Andenken durch Aufstehen und Bersingen einiger passenden Liederverse zu ehren.

Eine besondere Freude muß es für die Schüler gewesen sein, daß sie zur Ehre des Tages mit ihren Lehrern, dem Schulvorstand und unseren hohen Gästen die Mittagsmahlzeit einnehmen durften!

Am Nachmittag hörten wir dann noch einen Vortrag und eine ganz meisterhafte Vorlesung von unserm Gast, Herrn Dr. J. Ponten, der sich restlos in den Dienst der Auslandsdeutschen gestellt hat, nachdem er bei den Wolgadeutschen in Rußland im Jahre 1925 sein „Damaskus“ erlebte. Einen ganzen Monat opferte er von seiner teuren Zeit und scheute nicht die Reise Strapazen, um von Brasilien in den entlegenen Chaco zu uns zu kommen! Das werden wir ihm u. seiner tapferen Gattin nie vergessen! Noch lange wird ihr Weilen in unserer Mitte und ihr selbstloser Dienst bei uns in lieblicher Erinnerung bleiben. Ein Festteilnehmer.

„Die Himmelsstürmer“

Die Zentralschüler wollen auf Reisen gehen, und das ist ihnen auch garnicht zu verdenken. Nach monatelanger, schwerer Arbeit tut angenehme Abwechslung not. Das Leben im Chaco ist, wenn man's eingestehen will, doch recht eintönig und arm an Eindrücken. Eine Ferienreise nach dem Osten könnte für die jungen Menschen ein Segen sein.

Aber zum Reisen braucht man Geld, und daran fehlte es gerade, es mußte beigebracht werden. Doch nicht der Himmel sollte nun gestürmt werden, wie es die Überschrift sagt, aber dafür die Herzen (Siehe auch Seite 2 Spalte 3)

Unterhaltende Berichte

Deutsches Bauerntum in der heißen Zone Südamerikas.

Von Lehr. Fritz Kiewer, z. B. Berlin.

(Schluß)

Sehr im argen liegt die geistige Bildung der Siedler. In der ersten Generation der Einwanderung vermittelten die Eltern oder erwachsenen Kinder den jüngeren eine dürftige Schulbildung. Das hörte naturgemäß später auf. Da ist es wieder das alleinige Verdienst der Geistlichen, helfend eingegriffen zu haben, als man im deutschen Mutterlande für volksdeutsche Belange noch kein Verständnis u. von der Existenz dieser deutschen Bauern wahrscheinlich an maßgebender amtlicher Stelle überhaupt keine Ahnung hatte. Es wurden Pfarrschulen eingerichtet, in denen den Kindern das allernotwendigste Schulwissen beigebracht wurde. Die weiten Entfernungen (manche Kolonisten haben 2—3 Reistunden bis zum Pfarrsitz zurückzulegen) zwangen dann zur Einrichtung von Kolonistenschulen in den Filialgemeinden. In diesen Schulen unterrichteten Kolonisten, die sich einen Nebenerdienst machen wollten, selbst aber nicht viel mehr als lesen und schreiben konnten. 1929 gab es in ganz Espirito Santo nur einen einzigen in Deutschland seminaristisch vorgebildeten Lehrer. Nachher sind noch einige auf dem Deutschen Ev. Lehrerseminar in Sao Leopoldo ausgebildeten einheimischen Lehrer hinzugekommen; auch 4 Diakone sind lehrämtlich tätig. Der Unterricht kann wegen der Länge der Schulwege nur zwei- oder dreimal wöchentlich stattfinden bei einer Gesamtschulzeit von 2—3 Jahren, die man ganz neuerdings in vereinzelten Fällen auf 4—6 Jahre zu steigern verliucht. Was bei einer derartigen Sachlage an geistiger Bildung herauskommen kann, liegt auf der Hand. Die Mehrzahl der Erwachsenen kann kaum noch ihren Namen schreiben. Die einzige, freilich sehr gründliche Lektüre bilden die kirchlichen Sonntagszeitungen, die Kalender und neuerdings auch die Rio-Zeitung.

Der Einfluß der portugiesischen Landessprache beschränkt sich unter diesen Verhältnissen auf das Eindringen einzelner im Handel und in der Wirtschaft viel gebrauchter Wörter, die in der fast durchweg gesprochenen plattdeutschen Umgangssprache zu Lehnwörter geworden sind. Ein gutes Hochdeutsch sprechen nur die Nachkommen der Schweizer Einwanderer.

In Kleidung und Sitte hat sich deutscher Brauch bis heute erhalten. Das tritt besonders bei Hochzeiten überraschend zu Tage. Nach deutschem Brauch geht der Hochzeitsbitter von Hof zu Hof, um eine Einladung in Reimen anzubringen. Jeder erwachsene Sohn bekommt vom Vater seine eigene Wirtschaft, deren Land von der Familie oft schon im Kindesalter des künftigen Besitzers mitbearbeitet wird oder sie müssen sich, mit etwas Bargeld ausgerüstet, im Urwald ihre eigene Kolonie erarbeiten. Junge Männer heiraten durchschnittlich im Alter von 24—25 Jahren, Mädchen etwa 5 Jahre früher.

Der Gesundheitszustand, der bei den

frühesten Koloniegründungen sehr durch Seuchen litt, ist heute überraschend gut. Bagemann hat für das Jahrzehnt 1901—1910 nachgewiesen, daß unter 1000 evangelischen Deutschen jährlich durchschnittlich 49 Menschen geboren wurden und nur 8 starben. Die Zahl der Geburten verhielt sich also zu der Zahl der Sterbefälle wie 6:1, die jährliche Zuwachsquote betrug 4 Prozent. Solche Zahlen, die ja durch die überraschenden absoluten Zahlen d. Bevölkerungszunahme belegt werden, beweisen zur Genüge, daß sich die deutsche Bauernbevölkerung im trop. Esp. Santo voll akklimatisiert hat.

Die Charaktereigenschaften der deutschen Einwanderer sind durch die völlig geänderten geographischen und wirtschaftlichen Lebensverhältnisse so gut wie gar nicht beeinflusst worden. Die konservativen Pommern haben ihre alte Ruhe und Bedächtigkeit, aber auch ihren Fleiß, ihre Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue unverändert erhalten. Wenn auch unter dem Einfluß des heißen Klimas die geschlechtliche Reife früher eintritt, so ist doch kaum festzustellen, daß damit eine Steigerung der Leidenschaftlichen Hand in Hand gegangen wäre. Gewachsen sind Selbständigkeit, Unabhängigkeitsinn und Selbstgefühl, was als Folge der gänzlich veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse nicht anders sein kann: ist doch aus den gedrückten ehemaligen Tagelöhnern und Kleinbauern durch Generationen hindurch ein wirtschaftlich freier und selbständiger Stand von wohlhabenden Hofbesitzern hervorgegangen.

Welches die Zukunft dieses in der volksdeutschen Welt einzig dastehenden primitiven Bauernvölkchens sein wird, ist freilich schwer zu sagen. Zwei Gefahren bedrohen seinen Bestand in den nächsten Jahrzehnten: einmal die durch die neue brasilianische Verfassung verschärfte Schulbestimmungen, noch mehr aber die durch die zunehmende Abwanderung vom Hochland ins Tiefland immer stärker werdende Gefahr der Vermischung und Verbrasilianerung. Die Einführung der portugiesischen Unterrichtssprache in sämtlichen Privatschulen wird bei den primitiven Verhältnissen in Espirito Santo voraussichtlich noch auf Jahrzehnte nur auf dem Papier stehen. Vor der Gefahr der Vermischung mit Andersstämmigen aber dürfte der gesunde völkische Instinkt dieses prächtige deutsche Bauerngeschlecht gerade bei seinem ausgesprochenen konservativen Grundcharakter auch unter verschlechterten Verhältnissen noch lange bewahren.

(Die Angabe über „Deutsches Bauerntum in der heißen Zone Südamerikas“ sind einem längeren Artikel von Paul Krüger der „Deutschen Arbeit“, 1936, Heft 1, Zeitschrift des B.D.A. entnommen).

Mennonitensiedlungen bei Rosario (östl. Paraguay.)

Soviel mir bewußt, ist in den Spalten des „Menno-Blattes“ noch nichts von der Mennonitensiedlung in der Nähe von Rosario erschienen. Es wäre meines Erachtens für die Chacosiedler vielleicht doch von Belang, kurz über das zu erfahren, was dem Lande hier charakteristisch ist.

Es ist interessant zu beobachten, wie diese Gegend, die doch gar nicht so arg weit vom Chaco entfernt liegt, von letzterem doch verhältnismäßig eine große Verschiedenheit aufweist. Wenn ich da z. B. an den dünnen, verkrüppelten, mit den aller verschiedensten Dornen und Stacheln durchsetzten Chacobusch denke, diesem dann den hiesigen Wald gegenüberstelle, so ist er erstens im großen und ganzen viel höher und grünt wohl ständig. Auch ist er besser zu durchqueren als jener, denn der Boden ist fast kahl, obzwar sich in ihm auch die hachlige Agavenpflanze (dort meist auch Raktus genannt) befindet. Der ganze Busch hier ist äußerst durchsetzt mit der Schlingpflanze, weist aber mächtige und urwüchsiges Baumriesen auf, welche ihm mehr das Gepräge eines Urwaldes geben. Einen ganz beträchtlichen Nutzen hat der Paraguayer von dem sich in ihm befindlichen Nutzholz, zu welchem in erster Linie die vier Klassen wie: Lapacho, Cedro, Curupay und Urundenmy gehören. Unter ihnen finden sich nicht selten Stämme in Länge von 10—12 m und mit einem Durchmesser von 60—70 cm. Diese werden dann von dem Verkäufer genau vierkantig behackt u. nach dem Hafen gefahren, wo sie dann ins Ausland exportiert werden. Allerdings befindet sich dieses Holz nicht mehr auf den Chacras, sondern tiefer im Wald. Wenn auch für dessen Fällung gezahlt werden muß, und sonst noch allerlei Forst- und Hafengebühr zu zahlen sind, so hat der Hiesige hiermit doch eine gute Erwerbsquelle.

Das Land ist im Gegensatz zum Chaco hügelig und hat einen klebrig roten Tonboden, der ziemlich fruchtbar ist. In den Tälern befindet sich infolge der Niederschläge fast ständig Wasser, und sie sind zum Ackerbau untauglich. Geackert wird ausschließlich auf höher gelegenen Land, wozu nicht selten

Wald geschlagen. Da das Pflügen bei den Mennoniten fast eine Seltenheit ist, so muß derjenige, der pflügen will, zuerst wohl nicht weniger als bei der Ansiedlung im Chaco roden.

Das Klima ist wohl milder als dort, denn die Hitze steigt im Sommer nicht höher als bis zu 35 Grad C. Im Winter kühlt es zu Zeiten wochenlang bis zu 3—4 Grad Wärme ab, so daß am Morgen oft alles mit Reif bedeckt ist, wovon dann die Weichlinge der Pflanzen absterben. Der so lästige Nordsturm, den der Chacabewohner so oft zu Gaste hat, kommt hier seltener und milder vor und fast ohne Sandgestöber.

So ungefähr ist die Gegend hier, wo sich bis jetzt 18 Mennonitenfamilien in zwei Dörfern, die ungefähr 5 km voneinander entfernt liegen, niedergelassen haben. Die Siedler eines Dorfes wohnen so dicht nebeneinander, daß sonntäglich Gottesdienst und Sonntagsschule abgehalten und diese ohne große Mühe von jedem Bürger erreicht werden kann. Einmal im Monat kommen die Bürger beider Dörfer gleichsam zu einer Hauptversammlung zusammen. Da es an einem Prediger mangelt, werden die Predigten vorgelesen. Wenn in der Schule auch noch nur 5 Schüler unterrichtet werden, so besteht eine solche schon und wird von Herrn D. Neufeld bedient.

Rosario. Franz Sawakky.

Seltame

Beweisführung.

Ich möchte, (unverschuldet) etwas verspätet zwar, auf den Artikel von Ohm Johann Dürksen „Mennonitentum, Deutschtum“ zurückkommen. Ohm Dürksen bemüht sich nachzuweisen, daß 1. das Deutschtum keineswegs in Gefahr sei und 2. daß wir ja ohnedies gute Deutsche seien. Das Letzere glaubt er auf eine recht originelle Art beweisen zu können, indem er nämlich für das Deutschsein der Mennoniten die Geschichte eines lutherischen Mädchens erzählt. Das ist etwa so, wie wenn ich als armer Schlucker mein Reichsein damit beweisen wollte, daß ja mein Nachbar Casado viel Geld hat.

Daß die Lutheraner in Russland bewußter deutsch waren als wir, ist bekannt. Und wenn wir

darlegen wollen, daß auch wir Mennoniten gute Deutsche gewesen seien, so müssen wir natürlich Beweise anführen aus unserer eigenen Mitte.

Wenn Herr Dürksen meint, daß unser Deutschtum etwa hier im weltentlegenen Chaco nicht bedroht sei, so hat er natürlich recht. Aber sobald wir übersiedeln etwa nach Ostparaguay, nach Brasilien oder gar nach Canada, so ist unser Deutschtum sogar in allergrößter Gefahr. Es ist darum ganz richtig, wenn wir unsere Kinder auch hier im Chaco schon zu bewußt deutschen Menschen erziehen. Übrigens heißt Mennonit sein und Deutscher sein keineswegs dasselbe. Mennonit bin ich nur meinem Glauben nach und Deutscher nach meiner Abstammung, meiner Nationalität oder meinem Volkstum.

Was nun unsere Vornamen betrifft, so besteht kein Zweifel darüber, daß wir eine ganze Reihe schöner deutscher Vornamen haben. Aber wir führen auch einige andere, zwar nur wenige, aber sehr häufig vorkommende: Abram, Jaak und Jakob, David und Benjamin, Sara und Susanna. Diese Namen sind wirklich alles andere als schön, ganz abgesehen davon, daß sie jüdisch sind oder nicht. Es ist darum durchaus begrüßenswert, wenn unsere Kinder lieber deutsche Namen führen wollen. Und irgendjemand mußte dabei natürlich den Anfang machen.

Ohm Dürksen möge einmal folgende deutsche Namen mit jenen jüdischen vergleichen und er wird als erfahrener Mann sicher gern zugeben, daß auch er sie schöner findet:

Wolff, Alfred, Arnold, Bernhard, Berthold, Bruno, Dietrich, Eberhard, Edgar, Edmund, Erich, Erwin, Franz, Gerhard, Harald, Helarich, Helmuth, Hermann, Horst, Karl, Konrad, Leopold, Ludwig, Manfred, Oskar, Reinhold, Richard, Robert, Rudolf, Siegfried, Walter, Werner, Wilhelm, Wolfram u. a.

Und Mädchennamen: Adelheid, Berta, Elfriede, Ella, Elsa, Erika, Erna, Frieda, Gertrud, Gisela, Gudrun, Helga, Hertha, Hildegard, Ilse, Irmgard, Mathilde, Ursula, Waldtraut u. a.

Diese schönen deutschen Vornamen seien auch unseren jungen Eheleuten sehr dringend und wärmstens empfohlen.

(Leider) auch ein Jakob.

„Gemeinnutz vor Eigennutz.“

Ein wahrlich schöner Spruch, wenn er ehrlich befolgt wird! Dem Besucher Philadelphias, der das erste Mal die neue Stadt betritt, fallen sofort die im gemeinsamer Arbeitsdienst geschaffenen Bauten, wie: das Gemeinde-Amt, Krankenhaus, Industriewerk, die Zentralschule mit den Lehrerwohnungen u. a. angenehm auf.

Betritt er den Andachtsraum der Gemeinde, so fällt ihm als Erstes das Bildnis des Führers Adolph Hitler u. des Führers Spruch „Gemeinnutz vor Eigennutz“, beide an hervorragender Stelle angebracht, in die Augen, und der Besucher ist angenehm überrascht. „Hier muß das Gemeindeleben schön und harmonisch verlaufen, hier ist gut verweilen“, denkt im Stillen der Besucher.

Ist es nun auch wirklich so? Leider muß diese Frage mit „Nein“ beantwortet werden. Wohl sind all die schönen Bauten durch gemeinsame Arbeit entstanden, wohl steht die Kolonie nach außen hin wie „ein Volk von Brüdern“ da — aber im innern Koloniesleben, da happert's oft!

Es happert, nicht weil der schöne Spruch „Gemeinnutz vor Eigennutz“, nicht von der Mehrzahl der Kolonisten befolgt wurde, nicht, weil einige Bürger in Eigenbrödelei ihr Heil suchen und damit bewußt oder unbewußt das Leben der Kolonie gefährden. Es happert, weil ein Spruch des deutschen Sprachschazes vergessen und verstaubt in irgend einem Winkel liegt. Dieser Spruch, der im Herzen eines jeden Deutschen zu finden ist, (Wer weiß? weshalb denn bei uns aber nicht? D. Schriftl.) der in Zeiten der Not stets vom deutschen Volk befolgt wurde heißt:

„Seid einig, einig, einig!“

Einigkeit macht stark, und stark müßt ihr sein, um den Kampf, den Ihr für Euch und Eure Nachkommen zu bestehen habt, siegreich zu Ende zu führen! Räumt auch dem Spruch „Seid einig, einig, einig!“ einen Ehrenplatz ein, nicht nur als Wandspruch, sondern in aller erster Linie in Eurem Herzen! Schafft Euch ein Bollwerk, eine starke Festung gegen schädliche Einflüsse von innen und von außen, die Euer Leben störend beeinflussen könnten! Verschmelzt beide Sprüche

(Siehe auch Seite 4 Spalte 2.)

Hatte nicht am eigenen Urt.

Eine zeitgemäße Parabel.

Am Ufer eines ausgetrockneten Flußbettes sah ein Mann auf einem Stuhben. Seine Augen schweiften über die Umgebung, als wollte er die Erinnerung an vergangene Zeiten wahrufen. Vor Zeiten war hier seine Heimat gewesen. Er hatte sie liebgewonnen, so wie auch die meisten Ansiedler, trotz dem Schweren, das so eine Ansiedlung immer mit sich bringt. Nun aber war alles verödet, sogar das früher lustig sprudelnde Wasser war versiegt.

Wie war doch alles gekommen? Es kam so: Dieser vor ihm liegende Fluß hatte drei Nebenflüsse gehabt. An diesen Nebenflüssen hatten nur östliche Leute ange siedelt. Sie wollten allein wohnen und mieden immer etwas die am Hauptstrome wohnenden Ansiedler, welche von Ackerbau und Fischfang ruhtig in den Tag hineinlebten. Und schenbar hatten jene Glück in manchen Unternehmungen. Gab's aber einmal eine Mißernte, so suchte man durch Nebenverdienste vorwärts zu kommen.

Die an den Nebenflüssen lebenden Ein siedler schauten oft weel zur Ansiedlung hinüber. Sie ärgerten sich darüber, daß die großen Fische immer bei der Ansiedlung abgefangen wurden. Da kamen sie zusammen und berieten darüber, wie es anzufangen wäre, die Reichtümer eines Flusses ganz für sich zu beanspruchen. Es wurde der Beschluß gefaßt, die Nebenflüsse von dem Hauptstrom abzulenken und ihnen ein gemeinsames neues Flußbett zu verschaffen. Technisch war der Plan auch durchführbar. Man kalkulierte folgendermaßen: „Gelingt die Sache, so haben wir alles in den Händen, besonders, wenn wir die Ersten sind, die am neuen Flußbett anmäßig werden.“

Der Plan wurde vorläufig geheim gehalten. Dazu wurde Geld gesucht, viel Geld. Denn es lohnte sich wirklich, für dieses Unternehmen Geld zu suchen. Man hatte Glück bei gewissen Leuten, die sich kein Gewissen darüber machen, andere ins Unglück zu stürzen, um dann selber im Trüben zu fischen. Als gediegener Ratgeber fand sich auch noch „Einer“, den man bei besonders schwierigen Fällen zu Rate zog. Selbstverständlich ließ sich dieser den Judaslohn in die Tasche rutschen.

Die Arbeit begann. Da aber gerade auf der Ansiedlung eine Mißernte gewesen war, so boten sich viele Hände zur Arbeit an. „Ein Damm für rationalen Fischfang“, hieß es. Stimmen erhoben sich zum Protest. Warnungen wurden nicht beachtet, zumal es eine gute Verdienstmöglichkeit gab. „Dieses sind unsere Netze“ schrieb man, und drückte sogar den Unternehmern die Hände, was schmunzelnd gebilligt wurde.

An einem schönen Morgen sah sich die Ansiedlung des Flusses beraubt und war notgedrungen, auszuhedeln. Denn ohne Wasser kann man bekanntlich nicht leben.

Nun, mein i. Leser, Du glaubst wohl an solche Torheit nicht. Du wärest auch nie so töricht gewesen und hättest mitgegeben. Dann bist Du weise. Wenn jemand Fehler macht, so ist es in diesem Falle nicht so wichtig wer sie gemacht hat; viel wichtiger ist es, wie man sie wieder wegwünscht.

Jakob Unger.

Dr. Josef Bonten.

Wie schon ganz flüchtig in den Spalten der vorigen Nr. dieses Blattes angedeutet wurde, hatte Fernheim die Ehre, den deutschen Dichter Herrn Dr. J. Bonten 4 Tage als Gast zu beherbergen. Es war dieses für uns ein äußerst seltenes Erlebnis, diesen hochgebildeten, lebenserfahrenen Mann mit seiner geschätzten Gattin in unserer Mitte zu haben. Noch lange wird man hier davon sprechen. War es doch auch ein großes Opfer, speziell von Brasilien nach Fernheim einen Absteher zu machen bei den äußerst beschwerlichen Reiserverhältnissen hier.

Zweimal hielt der Dichter unteren Zentralschülern Vorträge, einmal sprach er frei zu einer großen Festversammlung und hielt dann noch je eine Vorlesung in Philadelphia und Friedensruh an Hand seines Lebenswerkes „Volk auf dem Wege“. Durch seine gewinnende Volkstümlichkeit und seinen sprudelnden Humor nahm er die Herzen der Zuhörer im Sturm. Wer ihn gehört hat, ist glückselig zu schätzen. Über seine Abreise von hier ein nächstes Mal. Wir lassen ihn selber kurz seinen Lebenslauf erzählen.

Der Schriftleiter.

Kleiner Lebensbericht.

Ich bin geboren am 3. Juni 1883 aus einer katholischen Familie in dem einst durch seine Kunstfertigkeit bekannten Dorfe Kahren im Lande Eupen im heutigen Zwangsbelgien. Mein Jugendwerk „Siebenquellen“, ein nur mangelhaft geratenes, aber zeugnishaft gewordenes Buch, schildert dieses Land in einer Zeit, wo es von ihm noch nicht zu zeugen galt. Die Vorfahren waren Bauern und Handwerker, in der Mutterreihe erscheint das waldrobbende Bauernium der Vordereltern, in der Vaterreihe das Kunsttöpferium u. der Kleinaltel, der sich im Mittelalter mit dem Großadel des Landes zwischen Rhein und Maas verknüpfte. In den Reichstädten Aachen und Köln treten in dieser Zeit regier. Bürgermeister aus der Blutsreihe auf. Man sieht eine landschaftlich sehr geschlossene und die Lebensstände einigermaßen durchgliedernde Vorkolonisation. Ich besuchte das Gymnasium in Aachen, die Universität und Hochschule in Genf, Bonn und Aachen und erwarb in Bonn den Doktorgrad. Das halbe Jahrzehnt vor dem Kriege lebte ich zum guten Teil in den Mittelmeerländern, der Krieg überraschte mich auf Spitzbergen. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat ich ungedient ins Heer. Ich erlebte den Krieg vorwiegend in den weiten Räumen des Ostens, was für mich insofern von Schicksalsbedeutung war, als ich dort den Riesensächer der deutschen Auswanderung früherer Jahrhunderte kennenlernte. Im Jahre 1920 nahm die belgische Besatzung das Haus in Aachen an sich, in dem ich wohnte, was für mich wieder den Wanderstab ergreifen ließ, ich wurde nach einiger Zeit in München, zuerst unter engen Verhältnissen, sehr alt. Auf dieser Wanderschaft kam ich 1920 zum erstenmal mit flüchtigen Rufandbeständen zusammen. 1925 führte mich der Weg ins östliche Rußland, ich begegnete auf der Wlga im Lebensraume der Wolgadenischen meinem Thema „Volk auf dem Wege“, das, lange geahnt und vorbereitet, nun klar erkannt und aufgenommen wurde.

mein Hauptarbeits- und vielleicht Hauptlebens Thema. Von da ab war und bin ich im Dienste des willkürlichen Romanwerkes viel „auf dem Wege“, 1918—29 in Nordamerika, 1931 in Nordafrika, 1932 u. 1933 wieder in den Balkanländern. Das Leben und die Arbeit sind für zwei Jahrzehnte bestimmt, das Wandern ist nicht abgebrochen.

Nebenverdienste?

In der letzten Nr. dieses Blattes laien wir über die Ankunft des Herrn Schulze in Philadelphia, der hier Vögel und deren Eier sammeln wollte. Heute geschieht dieses in ganz erzieherischer Weise, denkt nicht nur Herr Schulze und seine Tochter sind fleißig bei der Arbeit, nein, auch eine Menge Indioener u. Schulfinder sind mobil gemacht, um wechsell. bunte Singvögel von den Bäumen zu knallen, oder deren Nester auszukanten und zwar für eine zweifelhafte Einnahme.

Wird nicht Fernheim, das ohnehin so stark von schädlichem Ungeziefer heimgeucht wird, sich später an den Kopf grehen, wenn es sich seiner Insektenvergifter und gefiederten Sängern beraubt sieht, während die Londoner und New Yorker Museen sich mit bunten Chacovögeln füllen und Herr Schulze seine Dollars einreicht? Wer denkt noch so? Was sagt unser Ordnungsmann?

Naturfreund.

Verschiedenes

Der niedere Wasserstand

des Paraguanflusses behindert die Schiffsahrt in diesem Jahre, wie nie zuvor, sehr im Chaco sedeln. Nur ganz wenige Schiffe, die noch gebaut sind, verkehren noch auf der Strecke Aucion — Puerto Casado. Die Lebensmittelknappheit macht sich in der Kolonie bereits stark bemerkbar, da auch etliche Ankäufe von Mehl irgendwo stehen, und nicht herangeschickt werden können.

Die Witterung

ist trotz vorgekritischer Jahreszeit immer noch nicht unkünftig, denn ein kühliger Noriksturm ist tagelang fort, ohne Regen zu bringen. Über Dorf Karlsruhe regte am 4. Oktober ein orkanartiger Sturm, darin der 2. Blöckdächer herunterstürzte und die Tafeln 400—500 m weit schlendernde. Einige Taen wurden einfach wie Papier ehen auf Baumstößen zerstreut. Eine andere zerpolte einen Bodsten quer durch Menschen und Tiere wurden nicht beschädigt.

Temperaturen

wurden im September folgende gemessen: max. 41, min. 1, mittel 24,7 Grad nach Celsius. Niederschläge 10 mm.

(Von Seite 5 Spalte 3.)

zu einem einzigen starken Block, zu Ruß und Frommen für Euch, Eure Kinder, Euren Glauben und für Eure Heimat im Herzen des Gran Chaco.

„Seid einig, einig, einig!“

Ein Weindner.

Christlicher Arbeiterkreis.